

# Werde, was du bist: Originalität

---

## Intelligenz ohne Ehrgeiz ist ein Vogel ohne Flügel

Wir stehen im Gift-Shop des Seminarzentrums, an einer Bar werden Sekt und Orangensaft ausgeschenkt. Kleine vegane Brote, Selleriesticks, jemand bezeichnet den Chili-Erdnuss-Dip als herausragend. Kennenlernen in fünf Minuten, dann schlägt ein vermutlich um die Augenpartie gelifteter Assistent des Seminarleiters einen kleinen Gong. In den Waschbetonregalen an den Wänden *self-help-merchandise*, Koffertags mit der Aufschrift »emotional baggage«, Kartenspiele mit Selbsterfahrungsfragen, Bücher in grauem Leineneinband und Titeln in pastelligem Blau, Türkis und Rosa.

- *A Guide with Exercises to Develop Self-Understanding.*
- *Anxiety.*
- *The Guide to Modern Manners.*
- *Who Am I.*
- *How to Overcome Your Past.*
- *Insomnia – Where Does it Come from?.*
- *The Meaning of It All.*
- *Procrastination Is a Bitch.*
- *A Job to Long for.*
- *Big Ideas for Curious Girls.*
- *The Pain of Working.*

Brigitta Häuser-Schäublin beschreibt die teilnehmende Beobachtung in ihrer Einführung für Anfänger als »widersprüchliches Verhalten«: man muss dazu gehören und dabei so wahrnehmen, als

ob man ganz außen steht. Ich nehme an einem Stehtisch mit harter Sekt-Orangensaft-Mixpolitik und gelöster Stimmung teil. »Hi, ich bin Claire, ich bin overdressed!« Am anderen Ende des Raumes zwei Frauen mit aufgespritzten Lippen und identischen goldenen Rolex an den Handgelenken sowie den gleichen knallengen pinken Capri-Hosen um die Waden. Auf dem Weg zur Toilette pralle ich fast mit einer gepflegten Version von Iggy Pop zusammen, die Camouflage-T-Shirt, Jackett und Slippers mit Strasssteinen trägt. Aber abgesehen von diesen Ausnahmen wird Status hier eher über subtile Kleidungsdetails und über Körper markiert, in die Trainingszeit geflossen ist.

Claire kommt negativen Urteilen über ihr Aussehen immer gerne zuvor. Sie hat »im IT-Bereich« in London gearbeitet, »macht aber seit einiger Zeit in PR« und zwar »freischaffend«, sie ist vor kurzer Zeit nach Berlin gezogen und sucht »eine neue Herausforderung«. Einen Stehtisch weiter Jenifer mit einem »n«, IT-Produktmanagerin bei einem größeren deutschen Verlagshaus, ihre Stelle wird aufgrund der EU-Gesetzesnovelle zum Setzen von Cookies auf Webseiten bald wegfallen. Steve ist arbeitsloser Politikwissenschaftler und will gerne in den Energiesektor, Zoë ist Kuratorin, will jetzt nach einer längeren Durststrecke aus dem Kunstbetrieb aussteigen. Teilnehmende Beobachtung benötigt informelle Gespräche, die in systematischer Kombination mit qualifizierten Interviews die Voraussetzung für gelungene Feldforschung sind. Hadsch macht »irgendwas mit Finanzen«, er sagt das mit einem irritierenden Augenzwinkern. Er ist im falschen Kurs gelandet, er wollte eigentlich etwas zu Liebe und Beziehung buchen, will seine Freundin verlassen, seine Mutter ist dagegen. Aber unser Thema *Wie man seinen Traumberuffindet* interessiert ihn auch. Dann leitet uns der Assistent durch eine Schiebetür in den loftartig mit Küche und Bar ausgestatteten Seminarraum, in dem auf abgezählten Stühlen Namensschilder, Arbeitsbücher, Bleistifte und Notizhefte auf lockeren Stuhlreihen ausgelegt sind. Wir schreiben unsere Vornamen auf Klebebänder und befestigen sie irgendwo am Oberkörper. Der Coach löst sich aus einem Gespräch und adressiert uns mit einem Räuspern:

- *Was hindert uns daran, einen Beruf zu finden, der wirklich zu uns, zu unseren Fähigkeiten und Neigungen passt?*
- *Glaubenssätze, Entscheidungen, Verhalten.*
- *Vorherrschende Haltung in dieser Gesellschaft: Wenn ich meinen Bedürfnissen nachgehe, begeben sich mich in Gefahr.*
- *Sorgfältig getrimmter Vollbart, ehemaliger Pfarrerssohn.*
- *Religiös auch die durch ein Oberlicht schräg einfallenden Sonnenstrahlen über ihm.*
- *Innere Stimmen waren einmal äußere Stimmen, meistens die unserer Familie.*
- *Breakout-Sessions zu zweit oder zu dritt, so fällt es oft leichter, Persönliches preiszugeben.*

Für unsere Offenheit wird im Voraus gedankt. Ich lerne einen arbeitslosen Architekten und eine österreichische Ingenieurin kennen, die, wie sie sagt, »politisch und menschlich« unglücklich mit ihrem Aufgabenfeld in der Automobilindustrie ist. Der Vater des Architekten hatte, wie er offenbar auch, ein gewisses künstlerisches Talent, wurde aber technischer Zeichner. Jetzt scheitert der Sohn an der Normalisierung seiner Interessen, vor allem daran, Leidenschaft in seine Branche zu investieren. Die Ingenieurin wiederum wäre gerne Autodesignerin geworden, ihre Eltern haben ihr aber das solidere Studium empfohlen. Keiner von ihnen wurde von der Universität abgehalten, im Gegenteil wurden sie darauf verpflichtet und an diese Verpflichtung sind Erwartungen gebunden. Miterleben, mitleiden, mitempfinden sind wesentliche Eigenschaften der Ethnograf\*innen bei Brigitta Häuser-Schäublin. Wir schreiben die Ergebnisse unseres Gesprächs und unsere Kurzbiografien in ein Formularfeld im Arbeitsringbuch.

- *Schweigen hilft meinem Großvater nach dem Krieg über das Größte hinweg.*
- *Die Spätschicht in einem Walzwerk in der Nähe.*
- *Ein Haus mit einem kleinen Stall und einem Gemüsegarten, wie viele Arbeiterfamilien auf dem Land.*
- *Man darf sich nicht mit seinem Platz begnügen. Mit einer Energie, die es manchmal den Leuten auch zeigen will.*

- *Irgendwann Verwaltungsangestellter, der Schritt zwischen Arbeiterklasse und Kleinbürgertum.*
- *Immer »etwas zu Papier bringen«: Beiträge zur Verwaltungsgeschichte des Dorfes in einem Band zur 950-Jahr-Jubiläumsfeier.*
- *Der Sohn macht Abitur und studiert.*
- *Meinen Bruder nennt er den »Anstreicher«, weil er was mit Malerei machen will. Ich bin der »Schmierfink« und »die Journaille«.*
- *Kurz vor seinem Tod ruft er mich aus dem Krankenhaus an. »Ich wäre gerne so geworden wie du!«.*

Natürlich zu viele Details, die ich in unserer kurzen Breakout-Session im Seminar ausbreite. Ich übertreibe mal wieder, ich versuche die Übung besser als alle anderen zu absolvieren und komme auf diese Weise vom Hundertsten ins Tausendste.

**Das Kapitel** über die Kleinbürger in Pierre Bourdieus *Die feinen Unterschiede* habe ich gelesen, als hätte ich ein bisher geheim gehaltenes Dokument über meine Familie auf dem Dachboden gefunden. Auf einmal sind wir mit akademischer Klarheit zu sehen, obwohl die Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland manifest sind: Unser Mangel an lässiger Selbstverständlichkeit des Bildungsbürgertums in soundsovielter Generation, gleichzeitig haben wir das trotzige Abgrenzungsbedürfnis nach oben jener nicht, die zur Zeit der Veröffentlichung von *Die feinen Unterschiede* noch Proletarier genannt werden. Die herausragende Eigenschaft dieser Schicht ist es, ihren Aufstiegswunsch an die nächste Generation weiterzugeben. Deshalb gleichen die Biografien hier »Fluchtlinien«, wie Bourdieu das nennt: Die Einzelnen befinden sich in einer Bewegung lebenslanger Abgrenzung von der Herkunft. Statt einem festen Punkt beschreibt für ihn der kleinbürgerliche Habitus die »Linie der gesellschaftlichen (individuellen oder kollektiven) Laufbahn, [...] in dem die bereits durchschrittene Laufbahn weiterlebt in der Form eines auf Zukunft gerichteten Strebens«.<sup>1</sup> Daher die Disziplin, die Sparsamkeit, das Mehr-Scheinen-Wollen, das Streben nach »Kultiviertheit«, wie eine Tante es immer nannte. Und die Abstiegsangst, diese Furcht vor dem Zurückfallen, nicht unbedingt

nur vor Armut im Alter, das auch, insbesondere aber auch in das Nichts der Unbedeutsamkeit.

**Bourdieu's Kleinbürger** sind wie gemacht für die teilnehmende Beobachtung. Auf der einen Seite scheinen sie sich in jedem Milieu auf unauffällige Art auszukennen, für sie ist ja der Übertritt ins Andere ganz vertraut, und sie tun ja schon immer so, als ob sie dazu gehören. Es bleibt immer etwas Hölzernes und Tastendes in ihrer Interaktion, so als ob sie sich ihrer selbst beim Sprechen und Handeln ein wenig zu bewusst wären. Ihr Leben ist die beständige soziale Probebohrung. Und dann ihre leise Überraschung, wenn man auf sie in ganz natürlicher Weise reagiert. Was sie für die teilnehmende Beobachtung meinen Ratgebern zufolge diskreditiert, ist natürlich ihr *going native*: sie denken immer, sie gehören dazu, weil sie sich ein paar Tricks abgeschaut haben.

- *Mein anderer Großvater im blauen Daimler W 124.*
- *CDU wählen, entgegen den eigenen Interessen, aber entlang denjenigen des Geschäftsmannes, der man hätte sein können.*
- *Eine Mitgliedschaft im Tennisklub.*
- *Leben im Traum von dem, was hätte sein können.*
- *Und meine Großmutter, die am Ende ihres Lebens wütend auf ihn wird und sich in das Verkennen und Vergessen der Demenz zurückzieht.*

**Bildung** als die erste große Fluchtlinie der Kleinbürger: Wissen ist für meine Eltern etwas, das man sich aneignen kann, das bereit liegt und sozialen Gewinn bringt. Mein Vater hat durch sein Studium den verklinkerten Bauernhof der Urgroßeltern verlassen. Seine Kinder gehen auf eine Schule, in der man aus Interesse lernen lernt, in der man Fakten nicht auswendig wissen, sondern durch Herleitungen immer wieder neu herleiten soll. In der eine musische Ausbildung verpflichtend ist, die er nie hatte und von ganzheitlicher Pädagogik die Rede ist. Und wen wundert es, dass diese Söhne dann ein eher loses Verhältnis zu dem entwickeln, was sie wissen. Sind sich unsicher bei Jahreszahlen, können sich Eigennamen nur schwer merken, spekulieren lieber, als mühsam das Gedächtnis zu durchforschen. Etwas hat sich also verändert: statt sich Wissen anzueignen, ver-

suchen sie es selbst hervorzubringen. Ich habe bis zu meiner Promotion gebraucht, um zu verstehen, und eigentlich habe ich es immer noch nicht richtig verstanden, dass dies aber auch von einer gewissen Nonchalance gegenüber dem Produzierten begleitet werden sollte:

Die Kleinbürger machen aus der Bildung eine Frage von wahr und falsch, eine Frage auf Leben oder Tod, und ahnen nicht im Geringsten, welche unverantwortliche Selbstsicherheit, unverschämte Lässigkeit, ja versteckte Unaufrichtigkeit auf jeder Seite eines inspirierten philosophischen, künstlerischen oder literarischen Essays steckt.<sup>2</sup>

Ähnlich die Kultur als die zweite große Fluchtlinie: »Geschmack zu haben«, also über Auswahl und Durchführung eines Arsenal kultureller Praktiken wie Mode, Essenszubereitung oder Inneneinrichtung zu verfügen. Mehr noch, kompetent über Literatur, Kunst, Musik und Theater sprechen zu können. Distinktionsarbeit des Aufstiegswillens auf der einen Seite, beständige Unruhe und Angst über Selbsttäuschungen auf der anderen Seite.

- *Die etwas eingesogene Atemluft meiner Mutter angesichts der als Tischdekoration gedachten Filzblumen auf einem Familiengeburtstag.*
- *»Hat es dir geschmeckt?« »Och ja, es war reichlich!«*
- *Rosamunde Pilcher und die schwülen Sexthriller der 1980er-Jahre, vor dem Einschlafen aber Heine oder Otto Flake.*
- *Die vage Anmutung von Künstlerlofts des New Yorks der 1970er-Jahre in meiner Kreuzberger Wohnung.*

**Im Seminar** *Wie man seinen Traumberuffindet* fällt der Wunsch nach einer Tätigkeit, die einen erfüllt, aus der man Lust oder Befriedigung zieht, statt nur Geld mit ihr zu verdienen, »vor nicht allzu langer Zeit«, wie der Coach sagt, einfach vom Himmel. Alle Menschen würden gerne kreativ sein, aber ihre Familiengeschichte oder ihr Umgang mit ihr hält sie davon ab. Wirklich glücklich kann materielle Sicherheit nie machen, das hatte schon Sartre in den 1960er-Jahren in seiner Theorie der Angst gesagt. Sie hindere das bürgerliche Individuum daran, ein authentisches Leben im Einklang mit seinen Ängs-

ten und Bedürfnissen zu führen, und nur die Konfrontation mit ihnen könne uns beibringen, was wir wirklich wollen. Der Coach kokettiert ein wenig mit dem Begriff Selbstfindung, natürlich seien wir auch ein wenig Hippies hier.

**Bourdieu's Analyse** des Kleinbürgertums in *Die feinen Unterschiede* ist so wohl nur für Frankreich, wahrscheinlich sogar nur für das Paris der 1960er-Jahre gültig.<sup>3</sup> Neben nationalen Unterschieden ist dafür eine historische Transformation verantwortlich: kommt es doch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer Ausweitung wissensintensiver Produktion und des Dienstleistungsgewerbes sowie einer damit einhergehenden Proliferation akademischer Bildungswege und eines daran anschließenden Wertewandels. Dabei tritt für einen Teil der Mittelschicht an die Seite der Sicherung des materiellen Lebensunterhalts und der traditionellen Investition in Statusgüter wie Immobilien der »neue Leitwert der individuellen Selbstentfaltung«.<sup>4</sup> Für Andreas Reckwitz entstehen deshalb zwei Bruchlinien in der weitgehend nivellierten Mittelschicht der Nachkriegszeit: Zum einen wächst ein Dienstleistungsmilieu mit häufig geringen Löhnen und unsicheren Arbeitsverhältnissen heran. Zum anderen spaltet sich eine »neue« Mittelklasse, die sich an eben jener Selbstentfaltung und mit ihr verbundenen Idealen wie Individualität, Eigenverantwortung und Kreativität von der »alten«, durch Ausbildungsberufe und Werten wie Disziplin, Pflichtethos und Konformität geprägten Mittelklasse ab. Diese gesellschaftlichen Gruppierungen befinden sich, Reckwitz zufolge, in zunehmender Wertekonkurrenz und dies führt, wo sich die beschriebene Transformation in Statusangst und materiellem Abstieg äußere, auch zur Popularität rechtsextremistischer Parteien.<sup>5</sup>

Zwar kann die beschriebene Entstehung neuer normativer Leitlinien der Mittelschicht der Gegenwart kaum in Zweifel gezogen werden. Zugleich ist das Verhältnis zwischen »neuer«, »alter« und »prekärer« Mittelklasse wohl weitaus komplexer, als es in *Die Gesellschaft der Singularitäten* beschrieben wird. Problematisch scheint vor allem die Reduktion auf das Differenzierungskriterium »Selbstentfaltung«, die in dieser Form in qualitativen Studien so bisher nicht nachgewiesen werden konnte.<sup>6</sup> Eine neo-romantische »erschöpfte

Selbstentfaltung« (Reckwitz) spätmoderner Mittelklassesubjekte ist auch in den hier untersuchten Coachingformaten nicht auszumachen. Stattdessen werden sehr viel kleinteiligere, konkrete Selbstanforderungen gelehrt, die man zwar historisch gesehen mit Künstlerbiografien verbinden kann, die sich von der Idee eines bürgerlichen Künstlersubjekts aber längst emanzipiert haben. Offensichtlich stellt daher gegenwärtig ein nicht unwesentlicher Teil der Mittelschicht seine Aufstiegsambitionen und Bemühungen um Statuswahrung auf diese Werte ab. Und dies ist nicht nur im engeren Sinne der Fall, wenn eine tatsächlich künstlerische oder kunsthandwerkliche Tätigkeit, etwa als Grafikdesignerin oder Tattoo-Artist angestrebt wird. Auch in wissensintensiven Jobs, Facharbeiterpositionen oder Dienstleistungsberufen fordert die postindustrielle Arbeitswelt den Subjekten nicht unbedingt freie Selbstentfaltung, sondern viel eher konkret instrumentalisierbare Eigenschaften wie die der Originalität, der Flexibilität und Intensität ab. Und hier haben die in diesem Buch analysierten Coachingpraktiken ihre Funktion: sie sind die pädagogischen Techniken einer habituell neu formierten Mittelschicht.

- *Da waren sicher genug ernste Themen, Hoffnung, dass es trotzdem irgendwie auch bereichernd war.*
- *Muss jeder selbst entscheiden, wie er mit seinen dunklen Kapiteln umgeht.*
- *Tipp: nicht von Vergangenheit gefangen nehmen lassen.*
- *Wir schreiben auf einen Zettel, wo unsere Familienmitglieder keinen Erfolg hatten und wie wir erfolgreicher als sie werden können und werfen ihn in einen wahlurnenartigen Pappkarton.*
- *Auf dem zufällig zugeteilten neuen Zettel schaffe ich es endlich, mein Maßschuh-Start-up zu gründen.*
- *Befreiung von der Vergangenheit durch zufällig zugeteilte neue Biografien.*



## Niemand macht den Job, du zu sein, besser als du

Am Ende der Mittagspause leiht mir der Architekt sein Buch *Nonkonformisten, warum Originalität die Welt bewegt*. Ich überfliege es, während sich die anderen einen Kaffee holen: Der Autor ist Organisationspsychologe, ihm zufolge ist Originalität zwar die wesentliche Eigenschaft erfolgreicher Menschen, aber wir schrecken aus Angst vor einem Bruch der Konventionen oder vor einem Scheitern davor zurück, unseren ureigenen Gedanken und Ideen im Unternehmen Ausdruck zu verleihen:

Als Sie das letzte Mal eine originelle Idee hatten, was haben Sie da gemacht? Auch wenn wir in einem Land leben, in dem jeder seine Individualität frei entfalten und sich selbst verwirklichen kann, entscheiden sich dennoch viele im Streben nach herausragenden Leistungen und aus Angst vor einem Scheitern dafür, sich anzupassen, statt aus der Reihe zu tanzen.<sup>7</sup>

Dabei muss man weder besonders risikofreudig sein noch ein intellektuelles Wunderkind, um originelle Ideen zu entwickeln, denn gerade Genies und Virtuosen sind häufig so sehr auf Erfolg und Anerkennung bedacht, dass sie nichts wirklich Neues hervorbringen. Es werden Beispiele angeführt: Physiker, Dichter, die Erfinderin einer neuen Wissensdatenbank für Geheimdienste. Diese Menschen waren vor allem beharrlich, produzierten viele Ideen, statt nur eine einzige zu verfolgen, und ließen sich von Rückschlägen und Kritik nicht beirren:

[Leonardo da Vincis] Kritiker fanden, er verschwende seine Zeit mit optischen Experimenten und anderen Zerstreuungen, die ihn davon abhielten, seine Gemälde zu vollenden. Diese Ablenkungen jedoch waren offenkundig für seine Originalität von entscheidender Bedeutung.<sup>8</sup>

Wenn hier also Künstlerbiografien für Selbstständige, Führungskräfte und Arbeitnehmer zur Nachahmung adaptiert werden und fällt dabei »was einmal einander verschiedene Kategorien waren, das Künstler- und das Unternehmertum nun ineinander«<sup>9</sup>, so ist dies insbesondere für Biografien mit sozialer Mobilität in der

Mittelklasse am Ende des 20. Jahrhunderts entscheidend, denn zunehmend gelten die damit einhergehenden Anforderungen auch für mittleres Management und Dienstleistende:

Auch wenn wir keine Ambitionen haben, ein eigenes Unternehmen zu gründen, ein Meisterwerk zu schaffen, das abendländische Denken zu revolutionieren oder eine Bürgerrechtsbewegung zu gründen, fehlt es uns nicht an Ideen zur Verbesserung unserer Arbeitsplätze, Schulen und Gemeinschaften.<sup>10</sup>

Luc Boltanski und Arnaud Esquerre beschreiben es daher als wesentliche Statusinvestition eines Teils der Mittelklasse der Gegenwart, »den eigenen Wert zur Geltung zu bringen«.<sup>11</sup> Die Leistungen der Einzelnen müssen einen anerkannten Neuigkeitswert mit sich bringen. Das bedeutet, man muss in einem Spiel der Differenzen reüssieren, das zugleich überraschend ist und sich an etablierte Normen und Werte anschlussfähig erweist. Diese normalisierte Originalität ist offensichtlich keine erlernbare Kompetenz wie administrative und betriebswirtschaftliche Kenntnisse und sie erschöpft sich auch nicht in gelungener Selbstvermarktung. Wie also entsteht so etwas wie die Einzigartigkeit aller als etwas, das man von sich selbst verlangt und gegenüber anderen verkörpert?

**Der Coach** bewundert Michelle Obama dafür, dass sie Leute begeistern kann und Helge Schneider dafür, dass er sich so viel künstlerische Freiheit leistet. Eine Beamtin auf einer Verwaltungsstelle bewundert den Physiker Harald Lesch dafür, dass er so intelligent ist, aber nie abgehoben scheint. Die IT-Produktmanagerin bei Burda lobt Steffi Graf für ihre Authentizität, Willensstärke und Sanftheit. Verliert sich ein wenig bei dem Versuch, die Sanftheit nachzuweisen. Der Architekt neben mir ist Fan von Steve Jobs.

- *Wir verstecken Neid vor uns und anderen.*
- *Manifester Vorteil Neid: Man lernt viel vom gewählten Objekt.*
- *Begriff Konkurrenz, lateinisch concurrere, gemeinsam gehen, also gemeinsam gehen, sich verbessern.*

- Eine vage Folie in der PowerPoint-Präsentation mit Verweis auf die Kognitionsforschung: Oxytocin bei Neidempfindung im Gehirn ausgeschüttet, zugleich Botenstoff für Gemeinschaftsgefühl.
- Ein Stuhlkreis, gegenseitige Überbietung in der Benennung tiefer Neidgefühle.
- Verschlagenes Lächeln, das Ehrlichkeit signalisiert.
- Neid auf die größere Neidfähigkeit der anderen, ein Hetzen zu immer eindrucklicheren Geständnissen. Ich erfinde ein Neidobjekt.

»Ich wollte ihm ähnlich sein, er faszinierte mich.«<sup>12</sup> In *Rückkehr nach Reims* beschreibt Didier Eribon, wie einer seiner Klassenkameraden nach wenigen von einem Musiklehrer auf dem Klavier gespielten Takten aufzeigt und das Stück »Eine Nacht auf dem kahlen Berge von Mussorgski« richtig erkennt. In diesen Jungen aus einer gutbürgerlichen Familie ist Eribon verliebt, wie er nun nachträglich sagen kann, er wirbt um seine Freundschaft, fühlt sich aber durch seine plötzlich wie selbstverständlich hervortretende musikalische Kompetenz, auch durch seine Kenntnisse in Literatur verwirrt, beeindruckt und zugleich beschämt: In seiner Familie aus der Arbeiterschicht wird bei klassischer Musik der Radiosender gewechselt. Um dieser Liebe willen, so Eribon, beginnt er überhaupt zu lesen oder so über Bücher zu sprechen, als habe er sie gelesen.<sup>13</sup> Dieser Geliebte ist also vor allem durch sein Wissen in kulturellen Dingen und seine Fähigkeit ausgezeichnet, dieses Wissen im richtigen Moment, im richtigen Ton und in der richtigen Weise zu präsentieren. Er verfügt über Bildungsinhalte, aber auch über die Fähigkeit, Bildung zu demonstrieren.

- Die Versunkenheit von N. beim Malen oder bei Klausuren, was gäbe ich in diesem Moment darum, in ihrem Kopf zu sein.
- Ich selbst führe mehr oder minder auswendig gelernte Argumentationspunkte an.
- Wenn N. spricht oder schreibt, wirkt das in diesem Moment entwickelt, hergeleitet, neu gedacht, ja geradezu selbst entdeckt.
- Und dann erst diese achselzuckende Selbstnichtigkeit bei all ihren Originalitätsbemühungen. Während ich mit der Vorstellung aufwache, dass man für Erfolg lernen, also vor allem hart arbeiten muss, scheint

*sie mit ihrer Mischung aus gespannter Erwartung und Melancholie zugleich unangestrengt und genuin, so als könnte sie gegen ihren eigenen Willen nicht anders als genial sein.*

- *Ich finde sie entsetzlich, ich finde sie großartig.*

**In der Theorie** des sozialen Ehrgeizes der Philosophin Chantal Jaquet sind mimetische Prozesse die Grundlage der Herausbildung sozialer Gruppen sowohl in ihrer Reproduktion wie auch ihrer Nicht-Reproduktion, also in einem Prozess des Übergangs von Subjekten zwischen den Klassen. Der Blick auf Literatur und soziologische Theorie zeige Jaquet zufolge, dass es nicht ein einfaches Übermaß an Antriebsenergie ist, ergänzt durch singuläre kognitive oder körperliche Fähigkeiten und eine gewisse Disziplin, die Aufstiegsgeschichten möglich werden lässt. Meist sei vielmehr die Existenz eines Vorbilds auszumachen, das der angestrebten Schicht entstammt oder Zugang zu ihr gefunden hat und deshalb ein Leben jenseits der eigenen Klasse möglich scheinen lässt:

Tatsächlich ist jeder Ehrgeiz, sei er sozialer oder ökonomischer, intellektueller oder künstlerischer Natur, Ehrgeiz zu etwas und setzt die Idee eines Vorbilds, eines Ideals, eines zu erreichenden Ziels voraus. Im Fall der Nicht-Reproduktion impliziert er die Vorstellung eines anderen Modells als des herrschenden und die Existenz einer Begierde, es zu verwirklichen.<sup>14</sup>

In gewisser Weise ist diese Mimesis »nach oben« bereits Teil des Habitus des traditionellen Kleinbürgertums, wie es Pierre Bourdieu für das Frankreich der 1969er-Jahre beschreibt. Und sie wird zu einem ubiquitären Phänomen für eine Mittelklasse, deren Status an die konstante Entwicklung subjektiver und individueller Vermögen gebunden ist und die sich dadurch von einer traditionell arbeitenden und einer prekären Untergruppierung der Mittelklasse absetzt. Soziale Mimesis ist hier in einem beständigen Prozess der Gewinnung von Eigenschaften wie Originalität, Flexibilität und Intensität auf Dauer gestellt.

- *Im Kunstunterricht bin ich tragisch unerreicht darin, Farben auf dem Papier zu einem gleichmäßigen Grauton zu vermengen.*
- *Für meinen selbst genähten Kimono kann ich mich bei der japanischen Handwerkskammer nur entschuldigen.*
- *Einmal hielt eine Lehrerin meine im Brennofen zu einem grotesken Fabelwesen zerfallene Plastik in die Höhe und erklärte der lachenden Klasse, darunter auch N., dass ich eigentlich nur Anwalt oder Richter oder etwas in dieser Richtung werden könne.*
- *Im Deutschen Literaturinstitut Leipzig fragt man mich im Seminar, warum ich immer nur diese kurzen Notizen und kleine Texte schreibe. Ob ich etwa nichts zu erzählen habe?*

Sehr geehrter Money Boy,

in meinem Seminar »Wie man den Traumberuf findet« verfasse ich als Übung zur Anregung meines Neid- und Karrierepotenzials einen Brief an eine prominente Person, die ich bewundere. Sie kennen mich nicht, wir sind etwa gleich alt, aber Sie haben bereits alles in Ihrer Karriere erreicht, während ich immer noch alles vor mir herschiebe. Ihre Forschung zu Gangsta Rap im Rahmen einer Magisterarbeit in Publizistik und Kommunikationswissenschaften haben Sie nicht im akademischen Elfenbeinturm belassen, sondern gewinnbringend genutzt, um den Mittelklasse-Hip-Hop auf ein neues Niveau zu heben. Sie sind, wenn man Ihre Karriere als Ganzes überblickt, der lebende Beweis, dass bewusste Selbststilisierung mit etwas Ironie einen gewissen Marktwert besitzen kann. Ich verweise auf Ihre Fähigkeit, kontroverse Aufmerksamkeit zu erzeugen und damit Klicks auf YouTube. Hier im Seminar gilt es als gute Burn-out-Prophylaxe und psychosomatische Präventionskur, seinem wirklich einzigartigen Traum zu folgen, wenn man ihn gefunden hat. Unser Trainer hatte zum Beispiel immer Mandelentzündung, als er mal in einer Festanstellung gearbeitet hat. Jetzt arbeitet er selbstständig und die Mandeln sind tiptopp. Sie, lieber Money Boy, stelle ich mir ebenso brennend gesund vor, wie auch

ein mit Ihnen auf der Höhe Ihres Erfolgs gedrehter Werbespot für Rauch-Fruchtsäfte andeutet.

Soweit, ich hoffe die Homies sind wohlauf.  
Mit leichtem Hüsteln,  
Ihr SR

Schreiben wird hier im Seminar zu einer Technik der Entdeckung unserer Originalität: Wir vergleichen uns mit Familienmitgliedern in einer Tabelle, in einer anderen übersetzen wir unsere frühesten Kindheitserinnerungen in Kompetenzen. Wir notieren unsere unwillkürlichen Reaktionen auf einen Film. Am Ende des Seminars schreiben wir eine Stellenanzeige für uns selbst in die Formularfelder unseres Übungsheftes. Diese Übungen dienen zur Suspendierung einer inneren Zensurinstanz, die uns falsche Bilder von uns selbst vermittelt hat. Wir finden verschüttete Kindheitserinnerungen an erste Spielerfahrungen, achten auf unsere unwillkürlichen Reaktionen in rasant vorbeiziehenden Filmszenen und adressieren Menschen, die es besser gemacht haben als wir. All das bringt ein wahres, verborgenes oder vergessenes Selbst hervor und will erneut jene mimetischen Prozesse anregen, von denen in den Ausführungen des Coaches über »gesunde Konkurrenz« zu Beginn die Rede ist.

**In einer zentralen Szene** aus *Rückkehr nach Reims* beschreibt Eribon, wie er seiner ersten Liebe so ähnlich zu werden versucht, dass er seine Handschrift, »die Art und Weise wie er die Buchstaben formte«, imitiert.<sup>15</sup> Wie er auf diese Weise schreibend zu einem Intellektuellen wird, der über Bücher, Musik oder Kunst mit lässiger Selbstverständlichkeit spricht. Wofür es manchmal ausreicht, so zu tun, als habe man gelesen, gehört oder gesehen:

Ohne seine Mittel zu besitzen, begann ich dasselbe Spiel zu spielen. Ich lernte die anderen zu täuschen. [...] Was zählte, war allein die Erscheinung, das für mich selbst und die anderen konstruierte Bild.<sup>16</sup>

Ähnlich erinnert sich Annie Ernaux an die Briefe ihrer Mutter, die ihre nüchternen Berichte über alltägliche Begebenheiten mit gewählten Formulierungen vermengten. In einem Stil, der den Spagat zwischen Klassenzugehörigkeit und dem Versuch der Entledigung ihrer sichtbaren Zeichen im Schreiben offensichtlich macht: Ihre Mutter will im Gegensatz zum schweigsamen Vater durch Verwendung neuer und gebildeter Worte »kultiviert wirken«, weshalb sie »Gehörtes und Gelesenes beherzt ausprobierte, mit nur leichter Unsicherheit«. <sup>17</sup>

Sowohl Ernaux als auch Eribon sind Beispiele für eine autobiografische Literatur, die von der soziologischen Theorie Pierre Bourdieus nicht nur beeinflusst wird, sondern direkt auf diese Theorie Bezug nimmt und sich als ihre literarische Fortsetzung begreift. Deshalb die dort ausgebreiteten Analysen von Aufnahme- und Abschlussprüfungen, von Verhaltenskodizes an Schulen und Universitäten, die je individuellen Beschreibungen einer Tradierung von Geschmack im Habitus der bürgerlichen Familien und ihres Ausbleibens in Arbeiterfamilien, sowie der Details einer Vermittlung klassenabhängiger Haltungen zu Bildung und Kultur überhaupt. Es wirkt daher als Ergebnis einer Rücksendung an den Absender, wenn man Bourdieus Theoreme auf sie anwendet, also zum Beispiel die Verinnerlichung von Normen durch eine Praxis wie das Schreiben herausarbeitet. Jenen Vorgang also, der bei Bourdieu wörtlich übersetzt eine Eingliederung (*incorporation*) bezeichnet und in dem die über gesellschaftliche Zugehörigkeit bestimmenden Habitusformen der Klasse entstehen. <sup>18</sup>

Der Einfluss Bourdieus ist in den zitierten sozialen Schreibszenen vor allem in ihrer institutionellen Rahmung manifest: Die Schule führt Eribon und sein jugendliches Vorbild zusammen, die Mutter schreibt an die studierende Tochter. In der Darstellung des Schreibens insistiert aber, ohne dass dies so intendiert ist, eine Eigendynamik, eine Art mimetischer Überschuss, der in den heißen Bemühungen der Subjekte um ein Schriftbild, um eine Ausdrucksweise, also um das Gesehenwerden als Teil einer anerkannten sozialen Gruppierung manifest wird. Das Schreiben ist in dieser Literatur der Klasse eine unbemerkte Operation der Hervorbringung und Konsolidie-

rung des sozialen Ehrgeizes. Es ist das Schreiben selbst, mit dem die Subjekte hier ihren Platz einnehmen wollen.

- *N. und ihre ausgesuchte Art, die Buchstaben zu verschnörkeln, dabei das Schriftbild aber harmonisch erscheinen zu lassen.*
- *Ihr kleines »a« wie eine gedruckte Type, das ich noch heute so schreibe.*

**Der blinde Fleck** der Theorie der sozialen Reproduktion Bourdieus lässt sich mit einem berühmten Aufsatz des Anthropologen und Ethnologen Marcel Mauss herausarbeiten. Anhand zahlreicher Beispiele, wie etwa der historischen Veränderung des Kraulstils, einer neuen Gangart der Französisinnen unter dem Einfluss des amerikanischen Kinos oder den Eigenheiten des Marschierens verschiedener militärischer Regimenter, beschrieb er kulturell vermittelte Prozesse der Verhaltensangleichung innerhalb von Gruppen, Nationen oder Generationen:

Die Stellung der Arme, der Hände während des Gehens stellen eine soziale Eigenheit dar und sind nicht einfach ein Produkt rein individueller, ausschließlich psychisch bedingter Mechanismen.<sup>19</sup>

Der Grund für eine bestimmte Bewegungsweise des Körpers, dieses scheinbar so unhintergebar biologische Element menschlicher Existenz, sind Mauss zu Folge eingeübte und trainierte Formierungsvorgänge: Training, Tradierung, Routinebildung. Deshalb muss der Begriff der Körpertechnik an dieser Stelle wörtlich genommen werden: Der Körper ist angesichts der ihn prägenden Vorgänge der Erziehung und Formung ein Artefakt, eine *techné*. Er prozessiert dabei Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppierung, und so lässt sich dann mit Mauss von einem »Habitus« sprechen, lange bevor Bourdieu und Norbert Elias den Begriff aufnehmen: eine kulturell formierte Haltung als Ergebnis übender Einwirkung auf die Subjekte.<sup>20</sup>

Mauss legte in seinem Text einen Zusammenhang von Körpertechnik und Technik im landläufigen Sinne des Wortes nahe, etwa wenn in einem der obigen Beispiele das Kino eine neue Gangart verbreitet. In diesem Zusammenwirken von Praktiken und Gerätschaften ist sein Konzept zu einem entscheidenden Ausgangspunkt der



Kulturtechniktheorie in den deutschen Medienwissenschaften geworden: Hier werden Verknüpfungen von Körpern mit Medien in einem sehr weit gefassten Sinn beschrieben, – also nicht nur mit der allgemeinsprachlichen Definition dieses Begriffs, der Massenmedien wie Zeitung, das Internet oder Soziale Medien meint, sondern auch mit Dingen oder Instrumenten. Das Schreiben etwa wäre ein hervorragendes Beispiel für eine Kulturtechnik, die Körper und Instrument zusammenfügt: muss doch die Hand dafür in einem mühsamen Abrichtungsprozess auf den Gebrauch von Stift oder Tastatur eingestellt werden und es entsteht eine nicht bewusst gesteuerte, sondern weitgehend selbsttätig prozessierende »Operationskette«, die dabei grundlegende kulturelle Unterscheidungen erzeugt. Kulturtechniken ziehen also Differenzen im Symbolischen ein, die für die Entstehung von Kulturen Voraussetzung sind, – sehr grundlegend zunächst einmal in der Unterscheidung von Kultur und Natur, aber auch andere, in allen Kulturen jeweils in besonderer Weise auftretende Differenzierungen, wie etwa die zwischen heilig und profan.<sup>21</sup> In anderer Hinsicht können sie aber auch soziale Differenzierungen wie die zwischen unterschiedlichen Klassen oder Milieus markieren.

Um dies am Beispiel des Schreibens auszuführen: Voraussetzung für eine gelingende Kommunikation ist hier die eingeübte Ausfertigung von Buchstaben als Selektion aus einem Reservoir von Zeichen, mithin also die Trennung von Rauschen und Information im Zusammenspiel von Hand und Stift oder Tastatur. Historisch gesehen ist dieser Vorgang aber in der westlich-christlichen Schriftkultur mit der Produktion von weiteren Unterscheidungen verbunden, etwa mit der des göttlichen Wortes vom weltlichen Raum in der Heiligen Schrift, und nicht die Geringfügigste darunter wäre die zwischen Schriftmächtigen und Nicht-Alphabetisierten. Auf dieser Ebene bildet Kulturtechnik in sehr grundsätzlicher Weise soziokulturelle Abtrennungen aus.

Die soziale Ebene der Differenzierungsfunktion von Kulturtechniken hat bereits der Ethnologe Bronislaw Malinowski anhand seiner Beobachtungen unter melanesischen Fischern beschrieben: Dabei hob er die Funktion ihrer Begrüßungen hervor, durch die keine Handlungen koordiniert oder Wahrnehmungen von einer Seite

an die andere übermittelt, sondern ein sozialer Raum, eine »Atmosphäre von Gesellschaft« geschaffen wurde, wie Malinowski es nannte. Ein Raum also, der aus Sprache, Gesten und ihre jeweiligen Kombinationen entstand: »Jede Äußerung ist ein Akt, der das Ziel verfolgt, den Hörer durch eine soziale Empfindung oder anderes an den Sprecher zu binden.«<sup>22</sup> Während bei jeder Begegnung zunächst alle möglichen sozialen Relationen und daraus abgeleiteten Handlungen denkbar erscheinen, etabliert der Gruß einen Kanal der Kommunikation, bindet zwei Subjekte in ihm aneinander und produziert dabei Zeichen der Art ihrer Verbindung in diesem Raum, etwa wenn eine verschworene Geste eine heimliche Abgrenzung gegenüber anderen erzeugt, oder wenn Ehrerbietung zu Ranghöheren ausgedrückt werden soll.<sup>23</sup> Der Gruß ist also zunächst nichts als eine »Unterbrechung des Schweigens« oder des Rauschens im Sinne der Informationstheorie, in dem er aus allen möglichen sozialen Beziehungen eine bestimmte zwischen den Subjekten festlegt.<sup>24</sup> In Seminaren und Coachings etwa wird das *high-five* immer wieder zur Herstellung dieses Raumes im Kontext der Mittelklasse der Gegenwart genutzt: Ursprünglich dem *low-five*, einem unter Afroamerikanern in den 1920er-Jahren als Erkennungszeichen verwendeten Gruß, wurde es über die Aufnahme im Leistungssport spätestens seit den 1970er-Jahren zu einem ubiquitären Phänomen.<sup>25</sup> Auf dieser Ebene der Produktion von symbolischer Differenz knüpft die Kulturtechnik dann in Coachings für die Mittelklasse offensichtlich an: Es wird ein Raum der Gemeinsamkeit über den geteilten Wert geglückter Ausarbeitung des Selbst, dessen beständigen Übung und innerer Vervollkommnung geschaffen.

Kulturtechniken haben also eine zentrale Funktion in der Lenkung, Stabilisierung und Destabilisierung von sozialer Mimesis, die für sich allein noch keine soziale Kohäsion erzeugen kann: zu stark hebt sich Anziehung und Abstoßung in der Selbstangleichung an andere auf, zu sehr werden die Kohäsionskräfte dabei zugleich von Abstoßungsreaktionen begleitet und zu unterschiedslos flottieren die Subjekte in einem Raum beständiger Gemeinschaftsbildung und -auflösung ohne den Einfluss einer lenkenden Gewalt. Operationsketten schalten sich lenkend und kanalisierend in die hitzigen Imitationskonvulsionen der interpersonalen Mimesis ein, kühlen

Sie dabei gewissermaßen ab und machen die soziale Dynamik wiederholungs- und reproduktionsfähig. In dieser Weise versteht der Kulturwissenschaftler Stephan Gregory soziale Mimesis als eine kulturtechnisch gerahmte Dynamik im Rückgriff auf Aristoteles und Gabriel Tarde:

Es geht nicht [...] um die Nachahmung von Gestaltung, um die Imitation von Vorbildern. Es geht vielmehr um die wiederholte Erprobung eines technischen Verfahrens, um die imitative Einübung einer bestimmten Weise der Hervorbringung von Welt.<sup>26</sup>

Daher wirken kulturtechnische Operationsketten als Formen der sozialen Selbstverortung qua Differenzerzeugung und stellen insofern eine entscheidende Neuerung der Produktion von feinen Unterschieden dar: »Die Verfertigung von sozialen Unterschieden impliziert immer auch so etwas wie eine Leibesübung, eine Art sozialer Gymnastik, durch die neues Abstandsverhalten erprobt und angeeignet wird.«<sup>27</sup>

**Um einen Beruf** zu finden, in dem wir unser Potenzial ganz entfalten können, müssen wir herausfinden, was uns bei der Arbeit Freude bereitet. Dafür wird der Seminarraum abgedunkelt und ein Film auf eine heruntergelassene Leinwand projiziert. Eine künstlich erzeugte Super-8-Ästhetik alter Familienfilme, manchmal kurze Filmszenen, etwa mit Sean Connery als James Bond oder Ausschnitte aus Woody-Allen-Filmen in assoziativer Schnittfolge, dazu ein überschnell gesprochenes Voiceover, der mit angenehm eigenschaftsloser Stimme ein typisiertes »Du« adressiert:

- *Du hast es genossen, als du neun Jahre alt warst, Kekse für einen Stand zu backen und zu verkaufen.*
- *Du liebst Gewinn, weil es in vielerlei Hinsicht ein Erfolg der Psychologie ist.*
- *Eine Belohnung für die Fähigkeit, die Bedürfnisse anderer Menschen schnell und vor der Konkurrenz zu erraten.*
- *Du siehst darin keine Selbstbereicherung, sondern Verständnis für andere, Effizienz, Disziplin und Einfallsreichtum.*

- *Dir gefällt die Art und Weise, wie ein elegantes Glas mit gut designtem Besteck und einem einfachen Tonteller harmoniert.*
- *Du wünschtest, du könntest in die Vergangenheit reisen, um die architektonischen Linien zu korrigieren, die nicht harmonisch aneinander ausgerichtet sind.*
- *Du magst den Anblick von braunen, gepflügten Feldern im Winter, die zu einer Reihe von blätterlosen Bäumen am Horizont führen.*
- *Du genießt es, gefragt zu werden, wie die Zukunft aussieht.*

So entfalten sich Angebote für eine Individualität, die sich aus den Gewichtungen von zwölf »Freudenbereichen der Arbeit« ergeben: Zwischen der Neigung zum Geld verdienen, Schönheit, Kreativität, Erkenntnis, Selbstentfaltung, der Freude an Ordnung, Natur und Technologie, sowie der Freude, anderen zu helfen, zu führen, zu lehren und selbstständig zu sein. Ich bin besonders angeregt vom Stockfilm-Footage zu Schönheit, Kreativität, Erkenntnis, Führen, Lehren und Selbstständigkeit und vergebe hierfür, mit der Anweisung des Seminarleiters im Ohr, »sehr wenig, am besten gar nicht nachzudenken«, hohe Punktzahlen in einer Tabelle im Arbeitsbuch. Dabei bildet der projizierte Film gemeinsam mit dieser Tabelle das, was in der Kulturtechniktheorie eine Operationskette genannt wird: Die sensorische Überforderung durch Bilderfolgen und Voiceover greift mit einer Abbildung einer Totalität von Persönlichkeitsmerkmalen ineinander. Diese Verknüpfung unterstützt eine Art *écriture automatique*, deren Ergebnisse durch einen *score* dann ebenso automatisiert und selbsttätig durch die Teilnehmenden ausgewertet werden können. Insgesamt finden sich dabei Mechanismen des psychiatrischen Tests zur Auffindung verhaltenstypologischer und kognitiver Abweichungen auf das, psychiatrisch gesehen, ganz normale Individuum angewandt, für das spezifische Abweichungen von einer Normalität wünschenswert und verwertbar sind. Wir präsentieren das Ergebnis eingedenk der Anweisung, »stolz und laut zu sprechen«. In einer Verkettung aus Projektionsapparatur, spezifischen Kulturtechniken der Selbstverschriftlichung und ästhetischen Wirkungen lernt man sich hier also in einem Spiel der Differenz von Eigenschaften kennen.

**Die Geschichte der Sichtbarwerdung** von Subjekten innerhalb einer Matrix der Individualität als kontrollierte Abweichung innerhalb einer Norm reicht zum Beginn des 20. Jahrhunderts und der Entstehung des modernen Persönlichkeitstests zurück. Man kann dessen Wissenschaftsgeschichte mit jenen Klecksbildern beginnen lassen, die der Psychiater Hermann Rorschach ab 1911 in klinischen Versuchen mit Probanden in einer Reihe vorlegte, sie von ihnen gegenständlich interpretieren ließ und aus der Übereinstimmung ihrer visuellen Deutungen mit denen anderer Probanden auf den Grad der Abweichungen des Einzelnen von der psychischen Normalwahrnehmung schloss.<sup>28</sup> Ein weiterer Beginn dieser Geschichte liegt in den notorischen Untersuchungen zu *Handschrift und Charakter* des Lebensphilosophen und Grafologen Ludwig Klages, der in Form und Druckstärke handschriftlicher Zeugnisse neben bewusster Gestaltung spontane Ausdrücke von Persönlichkeitseigenschaften erkennen wollte.<sup>29</sup> Ein Verfahren, das seine Nachfolger zur Mitte des 20. Jahrhunderts auch für Personalabteilungen weiterentwickelten und dabei zur Feststellung kreativer Problemlösungsfähigkeit, originellem Denken oder Stressresistenz einsetzten.<sup>30</sup> Eine dritte Herkunftslinie liegt in den auf Selbstauskunft basierenden militärischen Persönlichkeitstests für Offiziere und den nachfolgend in den 1930er- und 1940er-Jahren entwickelten, bis heute verwendeten und angepassten Fragebögen mit Skalierungen für das Persönlichkeitsassessment: Vom *Minnesota Multiphasic Personality Inventory* bis hin zu dem besonders in Personalabteilungen beliebten *Myers-Briggs Type Indicator*, der auf C. G. Jungs Persönlichkeitstypen basiert und von dem der von mir durchgeführte Test im Seminar *Wie ich den Job finde, der zu mir passt* eine Variante darstellt.<sup>31</sup>

Jede dieser historischen Varianten des Persönlichkeitstests zielt also darauf, die Individuen auf der einen Seite durch das eingesetzte Verfahren zu einer standardisierbaren Selbsteinschätzung zu bewegen. Auf der anderen Seite muss man verhindern, dass die Testpersonen nur Antworten geben, von denen sie annehmen, dass sie gesellschaftlich erwünscht sind und versucht, sie in ihren Reaktionen auf visuelle Reize oder in ihren unbewussten Handbewegungen beim Scheiben zu beobachten.

Diese Entwicklung von geregelten Aufzeichnungssystemen der verborgenen Persönlichkeit entsteht vor dem Hintergrund einer Normalisierung des Außergewöhnlichen in der Psychologie, dank der nun unter anderem »gegen den alten Pathologisierungsdiskurs das kreativen Selbst als positive Figur seine Form erhält«. <sup>32</sup> Wurde der geniale Mensch in seiner Einzigartigkeit zuvor noch an der Schwelle zur psychischen Auffälligkeit angesiedelt, so verwandelt sich diese Pathologisierung des »Anormalen« nun bei Rorschach hin zu einer Beschreibung des alltäglich schöpferischen Menschen mit besonderen kognitiven Fähigkeiten. In großer Nähe zu den Innovationen von Psychoanalyse und Gestaltpsychologie findet sich hier nun ein bisher verborgener Bereich des Menschen ausgezeichnet, der mal mehr, mal weniger zugängliche Ort seiner einzigartigen Bestrebungen. Diese Hervorkehrung der individuellen Persönlichkeit durch bestimmte Aufzeichnungspraktiken findet sich dann spätestens in der Intelligenzforschung nach dem Zweiten Weltkrieg systematisiert. Das nun auch so bezeichnete Interesse an kreativer Kognition wie an eigenständiger Problemlösung, an der Vielfalt möglicher gegebener Antworten auf eine Frage, sowie die Detailtiefe einer gegebenen Antwort, lässt sich seit der Einführung der Kategorie des divergenten Denkens im Intelligenztest des Psychologen Guilford und dem hiervon ausgehend entwickelten *Torrance Test of Creative Thinking* an einer Person feststellen. <sup>33</sup>

Der Persönlichkeitstest wird in seinem Screening von Individualität, zum Beispiel zur Feststellung kognitiver Divergenzfähigkeiten im »kreativen Typus«, bald durch Techniken der Kreativitätsförderung flankiert – kulturtechnisch gesehen handelt es sich dabei um nahezu identische Versuchsaufbauten und Aufzeichnungspraktiken, die statt als experimentelles Untersuchungsinstrument nun pädagogisch eingesetzt werden, um Originalität und Individualität zu fördern. Gruppenprozesse der Ideenfindung unter Suspendierung bewusster Selbstkontrolle der Teilnehmenden werden etwa in dem bekannten, von Alex Osborn in den 1940er-Jahren entwickelten Brainstorming hervorgebracht, in dessen Verlauf jede produzierte Idee durch die Teamleitung erfasst und erst später auf Durchführbarkeit und Sinnhaftigkeit geprüft wird. Ergänzt findet sich dies durch die in den 1970er-Jahren entwickelte Aufschreibetechnik

des *mind mapping*, die durch eine grafische Aufzeichnungspraxis mit Knoten und Verbindungslinien kognitive Prozesse im Strom der Assoziationen und Schlussfolgerungen besser abzubilden versprach als die lineare Schrift.<sup>34</sup> Man kann die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als die heroische Phase dieser Kreativitätspädagogik beschreiben, die sich nicht von ungefähr als Folge einer Popularisierung und Ausdifferenzierung von therapeutischen Selbsttechniken der Gestaltpsychologie und Psychoanalyse in der *counterculture* der späten 1960er- und 1970er-Jahre auch in einer historisch einmaligen Proliferation von Coachingpraktiken und Ratgeberliteratur für eine die sich zunehmend als in ihrer Einzigartigkeit produktiv und verstehende Mittelklasse niederschlägt.

**Ich habe nichts** gegen Gedichte. Ich mache mir manchmal Sorgen. Ich schließe leicht Freundschaften. Ich habe eine lebhaftes Fantasie. Ich traue anderen nicht. Ich erledige Aufgaben zur Zufriedenheit. Ich werde leicht ärgerlich. Ich habe nichts gegen eine große Party. Ich halte Kunst für wichtig. Ich bin ehrlich bei meiner Steuererklärung. Ich fühle mich manchmal traurig. Ich habe tiefe Gefühle. Ich befolge die Regeln. Ich bevorzuge Abwechslung gegenüber Routine. Ich bin leicht zu befriedigen. Ich steuere sofort auf das Ziel zu. Ich esse zu viel. Ich liebe Aufregung. Komplexe Probleme machen mir Freude. Ich widme mich langweiligen Aufgaben sofort. Ich bin gerne Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Ich strahle Freude aus. Ich empfinde Mitleid mit Obdachlosen. Ich suche Fehler zu vermeiden. Ich gehe davon aus, dass andere keine guten Absichten verfolgen. Ich liebe Musik. Ich fühle die Emotionen anderer. Ich versuche den Bedürfnissen meines Gegenübers zuvorzukommen. Ich halte meine Versprechen. Ich habe Angst, dass ich das Falsche tun werde. Ich bin die ganze Zeit unruhig. Ich kann Auseinandersetzungen nicht ertragen. Ich spreche gerne über mich.<sup>35</sup>

»Er wäre sehr gerne kreativer, glaubt aber, dass Kreativität das Vorrecht anderer Menschen sei und nichts, wonach er selbst streben dürfe.«<sup>36</sup> Edwin, der Börsenmakler, von dem hier in Julia Camerons *Der Weg des Künstlers* die Rede ist, war einmal ein begabter Zeichner und Bildhauer, der diese Tätigkeiten auch nicht vollkommen

leidenschaftslos betrieb, aber später in nicht vollkommen klischeefreier Weise von seinen Eltern zu einem Beruf in der Finanzbranche gedrängt wurde: »Allzu oft werden die künstlerischen Bedürfnisse von Kindern ignoriert und unterdrückt. Oft versuchen Eltern in bester Absicht ein anderes vernünftigeres Selbst des Kindes zu fördern.«<sup>37</sup> So müssen später Ersatzhandlungen als Mäzen und eine große Kunstsammlung für die nicht eingeschlagene kreative Karriere kompensieren. Man könnte meinen, dass es schlimmere Schicksale gäbe, aber in Camerons Sicht sind Kompromisse und alle im Hinblick auf wirtschaftliche Sicherheit getroffenen Entscheidungen eine therapeutische Pointe. *Der Weg des Künstlers* enthält in dieser Hinsicht genügend warnende Beispiele aus der Mittelklasse, wie den Fall einer unglücklichen Kindertherapeutin, die als begabte Kunstschülerin von ihrer nicht sonderlich wohlhabenden Familie in diese vorgeblich aussichtsreichere Karriere gedrängt wurde und mit Ende dreißig unter Depressionen litt.<sup>38</sup>

Originalität wird von Cameron dabei in einer Art Psycho-Vitalismus als Partizipation allen menschlichen Denkens am Lebendigen des Universums aufgefasst: »Alles Leben, auch die Menschheit, ist durchdrungen von einer eigenen, ihnen zugrunde liegenden innewohnenden Kraft.«<sup>39</sup> Nicht wenig attraktiv ist eine Schlussfolgerung aus dieser Prämisse: Originalität muss nämlich in dem Sinne nicht erlernt werden, da Menschen als lebendige Wesen zu ihr immer Zugang haben. Jedoch haben viele von uns den Kontakt zu diesem energetischen Feld, diesem lebendigen Strom in einer rationalistisch überformten pädagogischen Kultur oder durch entsprechende Berufe verloren: »Der kreative Prozess, der gleichzeitig so natürlich und so wunderbar ist wie das Aufblühen einer Blume, wird auf unnatürliche Weise durch Blockaden vereitelt.«<sup>40</sup> Die genannten Blockaden sind bei Cameron vor allem psychisch strukturiert: Selbstzweifel, Relativierungen der eigenen Bedeutung, Mangel an Begeisterung für das eigene Tun, Affektlosigkeit im Umgang mit anderen, auch viele falsche von den Eltern an uns gestellte Anforderungen an uns in der Kindheit. Ist also der Weg zu mehr Kreativität für Cameron weniger als Entwicklung einer neuen Kompetenz zu sehen, gilt er hier weniger als Erlernen von Fähigkeiten, Techniken usw., sondern als eine Öffnung gegenüber bereits bestehenden,



als tendenziell unendlich vorgestellten Reservoirs in uns selbst, so zielen die von ihr vorgegebenen Übungen letztlich auf die Wiedergewinnung dieser verloren gegangenen Originalität:

Viele Menschen müssen erkennen, dass sie ihre kreativen Energien verschwendet und zu viel in das Leben, die Hoffnungen, Träume und Pläne anderer investiert haben. Das Leben der anderen hat ihr eigenes in den Schatten gestellt und sie auf Abwege gebracht. In dem Sie nun durch Ihren Rückzugsprozess Ihren Kern festigen, können Sie Ihre eigenen Grenzen, Träume und authentischen Ziele artikulieren.<sup>41</sup>

Diese Authentizität als Rettung des Ichs aus einer durch das Bombardement der Gesellschaft verschütteten Ruine ist in *Der Weg des Künstlers* gleichbedeutend mit psychischer Gesundheit. Die Wiedergewinnung des echten eigenen Selbst kann demnach auch gegen Krankheiten und Suchtverhalten helfen – Cameron beschreibt etwa im Buch ihre eigene Alkoholabhängigkeit als direkte Folge einer falschen, nämlich nicht im Einklang mit ihren wahren kreativen Bestrebungen gelebten Existenz.<sup>42</sup> Und gegen die potenziell pathogenen Beschneidungen des Selbst und die entsprechenden Folgen werden tägliche geistige Exerzitien des Schreibens empfohlen, welche in mancher Hinsicht an die Testverfahren aus dem frühen 20. Jahrhundert erinnern: Sehr empfehlenswert sei es demnach, direkt nach dem Aufstehen mehrere Seiten in einem unkontrollierten Bewusstseinsstrom aufzuschreiben, ganz ähnlich einer surrealistischen *écriture automatique*, um auf diese Weise alle Ängste und Widerstände gegen kreative Aufgaben und Betätigungsformen hinter sich zu lassen. Unvergleichbar förderlich sei auch eine regelmäßige Verabredung mit sich selbst zu einem sogenannten »Künstlertreff«, etwa für inspirationssuchende Spaziergänge oder anregende Lektüre. Bildermappen müssten angelegt, Selbstporträts im Moment der größten Kreativitätsverhinderung gezeichnet werden. Mindestens ein Haiku pro Tag wird verfasst. Man solle sich auch von Kleidungsstücken trennen, die man mit Momenten geringer Selbstsicherheit verband.<sup>43</sup>

**Der Weg des Künstlers** war ein Zufallsfund zwischen zerlesenen Reiseführern, eselsohrigen Thrillern und Lebenshilfe-Ratgebern einer Betreuungseinrichtung für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Hier arbeitete und lebte ich gemeinsam mit internationalen Freiwilligen, ein paar andere Deutsche leisteten wie ich ihren Zivildienst im Ausland oder ein Freiwilliges Soziales Jahr ab: »Wenn du es als einen Job siehst, hältst du etwa drei bis vier Monate durch. Sieh es als Möglichkeit, etwas über dich selbst zu lernen«, warnte mich mein Chef gleich von Beginn an. Deshalb las ich die mitunter schwer esoterischen Ausführungen Camerons mit einem habituellen inneren Nicken, bestätigte sich doch hier meine Verachtung für die von allen anderen bevorzugten Lösungen, die nicht der Vervollkommenung ihrer selbst dienten. All die in *Der Weg des Künstlers* in ihren Neigungen und ihrer Einzigartigkeit nicht unterstützten Fallbeispiele meinte ich in der Generation meiner Eltern wiederzuerkennen. In den manischen Workaholics, die den von ihnen angestrebten Chefposten niemals bekommen würden, weil ihnen die innere Überzeugung und ein gewinnender Umgang mit den Kollegen fehlte. Die bürgerliche Existenz schien mir als spirituell angeregten Bohémien nun auf einmal voll veränderter Künstlerkarrieren, und das manifeste Unglück so mancher Biografien allein die Folge eines nicht im Einklang mit dem eigenen kreativen Drang geführten Lebens. Ich meinte nun das Leben der Mittelklasse, wie ich es kannte, die Ärzte, die Lehrerinnen, die Krankenpfleger mit der ganzen Arroganz der Heranwachsenden zu durchschauen. Eigentlich aber verinnerlichte ich beim Lesen nur die normativen Vorgaben meiner sich gerade transformierenden Klasse.

Es ist schwer, solche habituellen Effekte einer Selbsthilfe-Lektüre nicht auch als Versuch der Bewältigung der Situation wirtschaftlicher Unsicherheit in den 1990er-Jahren zu sehen. Wurde Arbeit bei Cameron vor allem zur Arbeit an sich selbst, so konnte umgekehrt auch noch ein ganz normaler Zivildienst nun als Station einer Reise zur authentisch gelebten Existenz erhoben werden. Und in dem Maße, in dem jede wirklich erfüllende Beschäftigung einen Zuwachs an Originalität und authentischem Leben darstellen würde, konnte der Arbeitsmarkt, den ich aufwachsend nicht anders als problematisch kannte, nun zu einem Feld der Bewährung erklärt werden, einem

notwendigen Übungs- und Prüfungsgang zur Vergrößerung des eigenen Potenzials, dem man sich im Sinne der fortgesetzten Reise zu einem wahren und kreativen Ich geradezu aussetzen musste.

**Die Vorgänge** der Tradierung und Reproduktion erwünschter Eigenschaften innerhalb einer sozialen Gruppierung – der Prozess der Kultivierung (*cultivation*) nach Bourdieu –<sup>44</sup> geht auf die Wirkung von Kulturtechniken zurück. Dabei werden mimetische Prozesse der Vorbildwahl, der Nachahmung im Wettstreit zwischen den Subjekten stabilisiert und auf Dauer gestellt und so die soziale Reproduktion von Eigenschaften innerhalb einer Gruppe möglich. Oder aber die Subjekte werden mit Operationsketten und Übungsvorgängen konfrontiert, die ihnen soziale Mobilität ermöglichen. Die Funktion von Schulen, Universitäten oder Gefängnissen besteht ganz wesentlich in der Verstetigung, Standardisierung und Implementierung kulturtechnischer Operationsketten. Sie bilden dabei Milieus aus: lokale Übungszusammenhänge, in denen Kulturtechniken die Subjekte – ob in Form starker disziplinarischer Lenkung oder in Formen sanfter, auf ihre Eigeninitiative und ihre Eigeninteressen und Selbstregierungsfähigkeit abzielenden – mit normativen Ordnungen konfrontieren.<sup>45</sup> Die in diesem Buch analysierten Seminare bilden ebenfalls kulturtechnische Milieus aus, in denen Operationsketten gemeinsam mit ästhetischen Formen der Sichtbarwerdung der Subjekte in einer normativen Ordnung verankern. Was hier die Anforderung der Originalität qua Anstiftung zu authentischen, weil unwillkürlichen Reaktionen ist, wird im folgenden Kapitel die Vermittlung von Flexibilität und Intensität als Effekt spezifischer Operationsketten sein – sei es im Improvisationstheater oder in der gelenkten Einrichtung von Feedbackprozessen in einer Gruppe –, die sich von ihrer mal pädagogischen, mal therapeutischen Herkunft in ihre heutige Anwendungsform als Coachingpraktiken transformiert haben und das heutige Subjekt lehren, sich selbst und seine kognitiven Vermögen als Ressource zu begreifen.

Ich heiße Simon Roloff. Obwohl ich es nicht tue, wäre ich allerdings bestens dafür geeignet und hätte die Kompetenzen etwas

Untergeordnetes zu werden, weil ich ungern wichtige Aufgaben erledige und Verantwortung mich immer schnell müde macht. Es hat mir in meiner Kindheit sehr viel Spaß gemacht andere denken zu lassen, ich sei vollkommen zufrieden damit, auf meine bescheidene Art und Weise nützlich zu sein. Jetzt sehne ich mich nach einer Beschäftigung, die man wie träumend verrichten kann. Entscheidender Aspekt des optimalen Berufs wäre ein weitverzweigtes Projekt, reich an kleinen Aufgaben und Nebenaufgaben, mit wie von selbst sich ergebenden milestones auf dem Weg zu einem nur sehr allgemein definierten Ziel in einem weltumspannenden, mitarbeiterfreundlichen Unternehmen mit einem ethisch leidlich vertretbaren Geschäftsmodell.

Mein aktueller Beruf: Na ja.

Alternative Jobideen: Robert-Walser-Darsteller als Lebenszeitstelle in einem Schweizer Literaturmuseum.

## Originalität ist die beste Form der Rebellion

- *Ihr lebt in Überzeugung, einige Menschen seien genial und ihr nicht.*
- *Euer Erfolg, Ergebnis harter Arbeit, Glück oder Mausechlei.*
- *Großzügig mit anderen, unfair zu euch selbst.*
- *Mittagessen: Pasta mit Gorgonzola*
- *Eine PowerPoint-Präsentation mit Auffahrunfällen, Tumorerlungen und Tumorbauhspeicheldrüsen.*
- *Hand aufs Herz, wer hatte hier schon mal das Gefühl, ganz knapp dem Tod entgangen zu sein?*
- *Dreher mit dem Auto auf einer verschneiten Straße, direkt in den Gegenverkehr.*
- *Wer kennt das Gefühl, aus großer Höhe hinunterzublicken und springen zu wollen?*
- *Vergleichen mit der Angst vor Ablehnung, Misserfolg, dem Urteil anderer*
- *Kreuztabelle der Gründe, die uns daran hindern, einen erfüllenden Beruf zu ergreifen.*
- *Geld, Kinder, »Ich denke, dass ich nicht gut genug bin.«*

- *Wir schreiben ein Projektexposé für unser Leben mit dem Titel Was ich noch erreichen will.*

**Die Textform Exposé** habe ich als Stipendiat in einem Graduiertenkolleg erlernt. Als ich nach mehreren Anläufen in eines aufgenommen wurde, schienen mir meine Mitkollegiaten weitaus bessere Dissertationen zu schreiben: Sie waren nach ihren Archivaufenthalten an interessanten Orten im Besitz unterhaltsam aufbereiteten Materials und wussten es in ihren Vorträgen theoretisch sehr viel souveräner einzuordnen. Vor allem aber schienen sie sehr genau zu wissen, mit welchen Themen und welchen methodischen Zugängen man Karriere machen konnte. Manchmal schien es mir, als hätte man ihnen ein Infoblatt über richtiges und kluges Verhalten in der Wissenschaft ausgeteilt, als ich gerade gefehlt hatte. Ich las und schrieb ganz gerne, Wissenschaft schien also eine Möglichkeit, wenn man seinen Interessen nachgehen und gleichzeitig Unterhaltsverpflichtungen nachzukommen hatte – aber Interessen und Ideen, analytische Fähigkeiten und Persönlichkeit galten hier auf einmal nur als etwas, das in die Aufmerksamkeit von Dissertationsbetreuenden und daraus eventuell hervorgehenden festen Assistentenstellen übersetzt werden musste. Das Kolleg funktionierte wie eine Talentbörse und zugleich wie ein akademischer Betrieb im Kleinen: Forschungsthemen, die Art ihrer Bearbeitung, die Beiträge zu anderen Vorträgen in Kolloquien sowie in dem alles andere als unwichtigen informellen Teil des akademischen Lebens so etwas wie Esprit, Umgänglichkeit, eventuell Trinkfestigkeit mussten ständig signalisiert werden. Die Probleme in meinem Fall begannen bei dem Thema meiner Dissertation über einen kleinen, nicht sonderlich kanonischen Autor, den ich gerne mochte – man sollte ja seinen Interessen folgen –, der aber leider einen Namensdoppelgänger in der Gegenwartsliteratur besaß. Wenn ich erklären musste, dass der eine nicht der andere sei, war die lächelnde Aufmerksamkeit der Zuhörenden meist schon erlahmt. Auch meiner übrigen akademischen Tugendsignalisierung waren enge Grenzen gesetzt, da ich mich kaum je Fragen zu stellen getraute und wenn ich es doch tat, hatte ich dabei Herzrasen und prüfte noch Tage und Nächte danach die Situation darauf, ob ich in irgendeiner Situation etwas furchtbar Dummes gesagt hatte.

Um mich verwendungsfähiger zu machen, träumte ich von anderen Dissertationsprojekten, die ich bearbeiten, die mir Bewunderung und materielles Auskommen versprechen würden. Das Ergebnis waren zahllose Exposés in einer von Durchführungsnotwendigkeiten unbeeindruckten Ankündigungsnatur. Dieses Genre tendiert zu einem beruhigenden Futur II, in dem das Angekündigte als bereits gesichert, nahezu abgeschlossen erscheint. Am Ende umfassende der Unterordner »Skizzen« 55 Dokumente. Potenziell promovierete ich auf diese Weise zu allem, von dem ich vermutete, dass es für Stellenvergebende in meinem Bereich interessant erscheinen konnte, also letztlich zu Variationen ihrer eigenen Forschungsinteressen. Einer meiner Doktorväter, und in dieser Eigenschaft der erleidende Adressat meiner wissenschaftlichen Wunschproduktion, stellte mich in seinem Forschungskolloquium mit leicht ironischem Unterton als eine Art manische Reinkarnation des Universalgelehrten vor: Poetik der Liste, Statistik und Regierungswissen, Verschwendungspoetiken, Kafkas Biopolitik usw.

Statt an meiner Dissertation arbeitete ich also an potenziellen Forschungsprojekten – und zwar ganz unabhängig von der Frage, ob die Erkenntnisse dabei am Ende wahr oder falsch sein würden, ob sie tatsächlich neues Wissen generieren und zumindest fachlich einen Fortschritt bedeuten würden. Es ging nur darum, mich selbst als Ware auf dem akademischen Markt zu etablieren. Auf diese Weise funktionierte das Exposé als eine dem Brainstorming nicht unähnliche Schreibtechnik, die von ihrem Erfinder ja ursprünglich als Gruppenprozess konzipiert wurde: Unter dem Einfluss eines gewissen Konkurrenzdrucks der Teilnehmenden soll dabei zunächst ohne Beachtung von Durchführbarkeit und Qualität ein möglichst hoher Output an Ideen produziert werden.<sup>46</sup> Sehr offensichtlich war mein Ausstoß an Forschungsprojekten in diesem Modus nicht nur übertrieben, sondern auch kontraproduktiv. Aber ich hatte das Gefühl, ein den anderen durch individuelle Fähigkeiten und originelle Ideen zufallendes Wissen und Können durch möglichst harte Arbeit an mir selbst und meinen unzureichenden Ideen ausgleichen zu müssen. Und wenigstens gab ich diesmal nicht fremde Texte als meine eigenen aus, wie ich dies bei der Abschlusslesung eines Literaturstipendiums kurz zuvor einmal getan hatte.

Häufig nahmen die Reaktionen auf meine thematisch weit gestreuten Projektpräsentationen durch die professoralen Mitglieder des Kollegs ebenfalls den Charakter eines Brainstormings an: Während die Literaturwissenschaftlerin rhetorische Figuren des diskutierten Textes betont, versucht der Alltagshistoriker Mikropraktiken in der Literatur aufzufinden und der Medienwissenschaftler materialitätsgeschichtliche Probleme auszuloten. Die Konkurrenz solcher methodischer und inhaltlicher Perspektiven auf ein Thema in einem Kolleg ist erwünscht und wird strukturell durch die Tatsache verstärkt, dass nicht nur die anderen Promovierenden um mögliche Stellen, sondern auch die beteiligten Betreuenden um die für ihre Lehrstuhlfinanzierung lukrativen abschlussfähigen Promotionen konkurrieren. Letztere haben also ein materielles Interesse daran, ganz unabhängig von Fragen der Richtigkeit eines Wortbeitrags oder seiner Sinnhaftigkeit, »ihre« fachliche Expertise in den Köpfen der Promovierenden zu etablieren oder zumindest einige von ihnen für ein Betreuungsverhältnis bei ihnen zu gewinnen.

**Graduiertenkollegs** haben die Transformation der deutschen Mittelklasse in einen auf Originalität und andere Werte fixierten gesellschaftlichen Raum maßgeblich vorangetrieben: Waren für Max Weber die »Eingebungen« des Wissenschaftlers eine der Voraussetzungen für die erfolgreiche akademische Laufbahn und rückte dabei die »Persönlichkeit« eines Wissenschaftlers in die Nähe derjenigen von Künstlern oder Autoren,<sup>47</sup> so zielten Graduiertenkollegs Ende des 20. Jahrhunderts auf eine verbreiterte Basis der Produktion eben jener Persönlichkeiten für den inner- und außeruniversitären Jobmarkt. Zusammengefasst in der lapidaren Sprache der deutschen Förderungsbürokratie:

Die frühe wissenschaftliche Selbstständigkeit der Promovierenden wird gezielt unterstützt. [...] Auf diese Weise werden Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler in Graduiertenkollegs so qualifiziert, dass sie auf dem internationalen Arbeitsmarkt konkurrenzfähig sind.<sup>48</sup>

Das »strukturierte Promotionsprogramm« der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde in den späten 1980er-Jahren entwickelt

und bildet seither einen dritten Weg in der Finanzierung von Dissertationen neben der klassischen Assistenzstelle und der externen Förderung durch Stiftungen und Nebenjobs. Gedacht waren sie als Reaktion auf die Folgen der Hochschulexpansion der Jahrzehnte zuvor: Das stetige Wachstum der Studienanfänger- und Absolvierendenzahlen verschärfte die Konkurrenz um wissensintensive Arbeitsstellen, gerade in jenen Fächern, die nur geringfügig monetarisierbare Kenntnisse vermittelten. Also förderte man hier die Höherqualifizierung der Absolvierenden. Sie sollten dabei nicht unbedingt später in der Forschung Verwendung finden, sondern durch die auf dem Weg zu einer Promotion nachgewiesenen *soft skills* wie Selbstständigkeit, Eigeninitiative und Belastbarkeit Vorteile auf dem außeruniversitären Arbeitsmarkt erlangen:

Die Produktion von Kreativität [...] ist [...] die (Selbst-)Erwartung, unter der das geisteswissenschaftliche Graduiertenkolleg an der Universität-Gesamthochschule Siegen im Januar 1987 seine Arbeit aufnahm: Kreativität für die Erfindung eines neuen Denkens und Kreativität für das Einbringen der eigenen Kompetenz(en) in gewohnte berufliche Verwendungszusammenhänge.<sup>49</sup>

Insofern ist es kein Zufall, dass auf der Tagung zur Eröffnung des ersten Graduiertenkollegs an der Universität Siegen Niklas Luhmann seine oft zitierte Definition der Kreativität als »demokratisch deformierte Genialität« formulierte, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die ehemals den Effekten der Arbeit von Genies vorbehaltenene Produktion des Einzigartigen, Neuen und Überraschenden bei »abgesenkten Ansprüchen« übernehme.<sup>50</sup> Sind Graduiertenkollegs Institutionen der gesteigerten Produktion und Dissemination einer akademisierten Mittelklasse, so geschieht dies zu allererst durch die Produktion wissenschaftlicher Individualität in Einübung von Formen des Schreibens und Sprechens, die dann habituelle Effekte nach sich ziehen.

Zugleich war die neue Ausbildungsinstitution der akademisierten Mittelklasse der Kern einer disziplinären Institutionalisierung der Kultur- und Medienwissenschaften an deutschen Universitäten. Ihr Denkstil florierte unter dem Format, wurde von ihm befördert und zum Teil wohl auch mit herausgebildet, indem es einen neuen



Typus Forschender im Einklang mit den Diskurserfordernissen der Zeit hervorbrachte: transdisziplinär, Geschichte und Gegenwart mit Gegenerzählungen neu interpretierend, mit einer Neigung zum Spektakulären, Abseitigen und Originellen – dies florierte in den Konkurrenzsituationen der Kollegs. Häufig zielten die Argumentationen auf in den klassischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen »übersehene« gesellschaftliche und kulturelle Akteure, wie etwa »die Medien« oder zu meiner Kollegszeit »die Dinge«. In der Gründungsphase der Kulturwissenschaften und zur Zeit der ersten strukturierten Promotionsprogramme war die Attraktivität dieses Verweises mit kontraintuitiven Thesen verbunden, mit dem Reiz, alles noch einmal aus ganz anderer Perspektive zu schreiben. Außerdem war da noch die Faszination des nicht unbeträchtlichen Irritationsgrades gegenüber den Ergebnissen und Methoden anderer Disziplinen, wenn man die »bis dahin selbstverständliche Erwartung auf Problemlösungen relativierte«.<sup>51</sup> Der hier zitierte Hans Ulrich Gumbrecht war natürlich nicht nur Sprecher des Siegener Nachwuchsförderungsprogramms, sondern auch Herausgeber der Reihe *Poetik und Hermeneutik* und dabei in dem von Rembert Hüser schön böseartig herausgearbeiteten Sinn des Wortes »Kurator« einer inhaltlichen und institutionellen Grundlegung der deutschen Kulturwissenschaften.<sup>52</sup> Und so dürfte mit dem von ihm ausgerufenen »neuen Denken« in Graduiertenkollegs eben das neue Fach gemeint gewesen sein. Was nicht zuletzt auch der zweite Band der berühmten *Diskursanalysen* vorführte: Unter Versammlung von Rang und Namen der deutschen Medienwissenschaft wurde hier die Institution Universität ihrer Regeln der institutionellen, juristischen und pädagogischen Herstellung von Macht in eben jenem Moment als »eine Prozedur, die dringend befragt werden muss«, beschrieben, in dem eben diese Prozedur von den Befragenden folgenreich abgeändert wurde.<sup>53</sup>

Über die disziplinäre Formierung der Kulturwissenschaften hinaus ist der Originalitätsdruck der Graduiertenkollegs prägend für die sehr besondere Art und Weise gewesen, in der an deutschen Universitäten ungefähr seit ihrer Einführung Forschung stattfindet. Hat sich doch die ursprüngliche Hoffnung auf Abfluss der höher qualifizierten Promovenden in den nicht akademischen

Arbeitsmarkt nur zum Teil verwirklicht und ist daneben doch ein parauniversitärer akademischer Arbeitsmarkt entstanden, der von Drittmittelfinanzierungen abhängt, also zeitlich befristeten, immer wieder neu zu beantragenden und thematisch gebundenen Geldzuwendungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft, des Bundesministeriums für Bildung und Forschung oder diverser Stiftungen. Dieser Jobmarkt kann von den Absolvierenden der Graduiertenkollegs zuverlässig befüllt werden. Denn nicht nur haben sie gelernt, in ihren drei Jahren Projekte abzuschließen – ein Zeitraum, der nebenbei gesagt für keine exzellente geistes- oder kulturwissenschaftliche Promotion jemals ausreichen wird. Sie sind auch an die Ideenproduktion in Exposé- und Antragsformat gewöhnt und damit bestens geeignet für jene Produktion serieller Drittmitteloriginalität, die ihre wirtschaftliche Existenz in kurzen Finanzierungszyklen sichern muss.

**Im Originalitätsdruck** und aus Angst vor Unsichtbarkeit auf dem akademischen Arbeitsmarkt floh ich nicht nur vor dem Verfassen meiner Dissertation von Thema zu Thema. Weil alles bereits gesagt schien, zu wenig von dieser kontraintuitiven Qualität, die allein Erfolg versprechend schien und von einer einzigartigen methodischen Perspektive getragen, konnte ich auch kein Wort, das ich schrieb, endgültig stehen lassen. Schon die Manuskripte meiner Vorträge wurden bis kurz vorher noch mit entscheidenden Randbemerkungen bekritzelt, oder im Zug eine Stunde zuvor wurde gleich noch einmal alles reformuliert, in Tagungshotels und Universitätsbüros musste regelmäßig noch ein Drucker gesucht werden. In der Hektik wurden dann versehentlich ein oder zwei entscheidende Zitate gelöscht und dann der Vortrag in einer beständigen Selbstüberrassung gehalten: sehr leise, viel zu schnell sprechend und ständig das Gesagte relativierend. Diese Tendenz zur Korrektur und Korrektur der Korrektur wurde immer mehr zu einer Selbstsabotage, zu einer Unfähigkeit, die Dissertation im Ganzen zu beenden. Nicht weil ihr Thema so unübersichtlich, die herangezogenen Theorien so kompliziert und das zu bearbeitende Material so extensiv gewesen wären, sondern weil immer wieder Feinheiten der Argumentation abgeändert und neu gedacht werden mussten, Nebensätze und ein-

leitende Bemerkungen, die gestern noch genial waren, mit einem Mal falsch im Ton und in der Sache schienen, was entscheidende Urteile über meine akademischen Fähigkeiten nach sich gezogen hätte. Zitate erwiesen sich plötzlich an ganz falscher Stelle gesetzt, was dann einen extensiveren Umbau der jeweiligen Kapitel nach sich zog. Je länger ich überdies an gewissen Kapiteln arbeitete, desto ferner rückten die anderen, bereits geschriebenen, und desto beunruhigender wurde der Gedanke an sie, die ja den letzten Stand der Überlegungen gar nicht reflektieren konnten. Das hieß also dann Neulektüre, eine letzte Umarbeitung und verschiedene weitere Berichtigungen hie und da, die aber nur neue Berichtigungen an anderer Stelle nach sich zogen. Man kann sich die Frustration jener Freunde und Freundinnen vorstellen, denen die undankbare Aufgabe des Lektorats meiner Kapitel zufiel. Leider schien auch während des Einarbeitens ihrer Vorschläge eine umfängliche Textrevision unabdingbar, ja geradezu die einzig mögliche Rettung für den Text, ein neues Lektorat danach also unumgänglich. Mein Zeitbudget war ja dank langer Arbeitstage, vieler Nachtschichten und gewisser Fähigkeiten zur Selbstkasteiung beinahe unerschöpflich. Unerträgliche Schamwellen erzeugten derweil die Wortbeiträge in Kolloquiumsdiskussionen oder auf Tagungen. Auch hier besteht ein gewisser Druck, Sichtbarkeit zu erzeugen, aber es gibt keine Möglichkeiten zur nachträglichen Selbstkorrektur, und so sagte ich bei diesen Gelegenheiten lieber nichts.

Die Dissertation ist, wie Roland Barthes sagt, ein »einsamer Diskurs«: Selbst bei den Betreuenden von Qualifikationsarbeiten muss man sich die Aufmerksamkeit für die in jahrelanger Arbeit entstandenen Texte eher flüchtig und überblicksgewinnend für die von ihnen so gefürchtete Gutachtenproduktion vorstellen. Was mir bewusst war, sich aber nicht moderierend auf meine Schreibstrategie der beständigen Selbstrevision auswirkte. Eher verschärfte sich dadurch das Problem. Denn solange der Text nicht fertig war, hatte ich noch eine Chance, wirklich jenes originelle Normalgenie zu sein, das für meine Zukunft in der Wissenschaft erforderlich war. Ich schrieb auf diese Weise etwa 200 Seiten des Buches innerhalb von zwei Jahren drei Mal beinahe vollständig neu und gab am Ende eine von Rechtschreibfehlern und unabgeschlossenen Sätzen

durchgezogene Version ab, da ich fürchtete, im Falle einer Endkorrektur wieder alles neu schreiben zu müssen. Kurz hielt nach der Abgabe eine Art Hochgefühl der Befreiung an. Aber das ging bald in eine große Sorge vor dem nun nicht mehr wandelbaren Text über, in eine Angst, dass meine Betreuer, nachdem ich sie lange mit Vorspiegelungen von Wissen und Ideen hatte täuschen können, nun meine tatsächlichen Fähigkeiten sehen würden. Den Text konnte ich in der Vorbereitung meiner Verteidigung dann nur mit riesigem Unwillen auch nur zur Kenntnis nehmen. Zu dieser Verteidigung konnte ich mich überhaupt nur mit der Aussicht überreden, alles richtigstellen oder zumindest zurechtrücken zu können. Nach der *Defensio* hätte das Buch schnell veröffentlicht werden müssen. Zuvor kam mir dabei aber eine alles lähmende Müdigkeit, die zwei Jahre die finale Überarbeitung all der Überarbeitungen hinauszögerte.

- *Unvollständige Listen der Gedanken, die mir nachts Herzrasen verursachen, liegen hier herum.*
- *Ich habe nicht genug Zeit.*
- *Das Thema ist schon lange durch und ich habe nur Klischees beizusteuern.*
- *Man wird über meine »Theorie« lachen.*
- *Man wird in den literarischen Passagen nur oberflächliche Ablenkungsmanöver sehen, um zu kaschieren, dass ich kein Wissenschaftler bin.*
- *Man wird in den wissenschaftlichen Passagen verkopfte Ablenkungsmanöver sehen, um zu kaschieren, dass ich kein Autor bin.*

Das sogenannte »impostor syndrome« wurde bereits in einer psychologischen Studie Ende der 1970er-Jahre beschrieben. Es taucht jedoch im Diagnoselexikon psychischer Krankheiten ICD nicht auf. Einige aktuelle psychologische Studien bevorzugen statt des ursprünglichen Begriffs, der eine Kombination aus verschiedenen Symptomatiken bezeichnen würde, die Bezeichnung »Hochstapler-Selbstkonzept«.<sup>54</sup> In der erwähnten Studie wurden 150 Akademikerinnen verschiedener Spezialisierung in unterschiedlichen Phasen ihrer Ausbildung zu ihrer Selbstwahrnehmung im universitären oder beruflichen Umfeld befragt. Unabhängig von ihren erarbeiteten Abschlüssen und Auszeichnungen, ihren verlässlichen

Leistungen in standardisierten Intelligenztests sowie Lob und Anerkennung durch Kolleginnen und Kollegen war es den meisten Befragten in der Studie unmöglich, Erfolge sich selbst und den eigenen Leistungen zuzuschreiben. Sie nahmen sich als Hochstaplerinnen (engl. *impostor*) wahr, die ihr Umfeld entweder über ihre Fähigkeiten täuschten oder nur aufgrund eines Zufalls oder Fehlers überhaupt Zugang zu ihm gewonnen hatten. In Verbindung mit dem Gefühl einer bald bevorstehenden Entlarvung waren Angstzustände unter den Befragten weit verbreitet, auch sonst im Zusammenhang mit depressiver Verstimmung beobachtbare Symptome nicht selten. Die einzige Chance schien ihnen, die Täuschung aufrecht zu erhalten und etwa Präsentationen, Vorträge und Texte zur Kompensation des Gefühls von Ungenügen in übermäßiger und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten dann unglücklicherweise immer weiter untergrabender Weise vorzubereiten: »Der Kreislauf aus Sorge über die eigene Intelligenz, – harte Arbeit und Camouflagetaktiken, – guten Noten oder beruflicher Anerkennung und vorübergehend positiven Gefühlen ist selbstverstärkend.«<sup>55</sup>

Einige Folgeuntersuchungen der 1980er-Jahre führten die Angst vor Entlarvung des Hochstapler-Selbstkonzepts auf Persönlichkeitsmerkmale wie Introvertiertheit oder Narzissmus zurück, andere verwiesen auf Familiendynamiken in der Kindheit.<sup>56</sup> Dominant erwiesen sich aber bald Erklärungsansätze, die man als kulturpsychologisch bezeichnen könnte und die eine allgemein problematische Anpassung an normative Ordnungen in akademisch gebildeten Milieus als Faktor der Entstehung der damit verbundenen Symptome in den Blick nehmen. Eine Studie wies die hohe Verbreitung unter Frauen mit Hintergrund in der Arbeiterklasse nach, die als erste in ihrer Familie eine höhere Ausbildung durchlaufen hatten: Das Gefühl der Nichtzugehörigkeit an der Universität, verbunden mit ablehnender bis gleichgültiger Haltung gegenüber ihrer Leistung im Herkunftsmilieu, führte demnach zu einer subjektiv empfundenen Gefahr der Entdeckung eigener Mangelbegabung für Studium und den erwünschten Beruf.<sup>57</sup> Akademiefremde Herkunftsmilieus waren auch nach einer weiteren Studie an 195 Frauen aus Unter-, Mittel- und Oberschicht der wesentliche Faktor für das Gefühl, kein »Anrecht« auf eine akademische Ausbildung zu haben.<sup>58</sup> Anders als

dies mitunter dargestellt wird, sind Merkmale im Zusammenhang mit dem *impostor*-Selbstkonzept allerdings bei Männern und Frauen in gleicher Weise wahrscheinlich.<sup>59</sup> Etwa zwei Drittel aller erfolgreichen Personen – gleich welchen Geschlechts, Alters, Ethnizität oder Berufs kennt die damit einhergehenden Gedanken und Gefühle, ohne dass dies jedoch immer zu entsprechenden Handlungen oder Auffälligkeiten führen muss.<sup>60</sup> Unterschiede entlang von Genderdifferenzierung ergeben sich jedoch neueren Untersuchungen zu Folge bei den Strategien der Bewältigung von Gefühlen der Hochstapler-Selbstwahrnehmung: Männer neigen demzufolge zur Kompensation von Hochstaplerangst durch übermäßig nach außen getragenes Selbstbewusstsein oder risikoreiche Täuschungsversuche – wie etwa das Ausgeben fremder Texte als den eigenen –, während Frauen eher Vermeidungsstrategien wählen: zurückgehaltene Texte oder Ideen, nicht geschriebene Bewerbungen, verschwiegene Beiträge zu Diskussionen und Projekten.<sup>61</sup> Es ist nicht vollkommen abwegig anzunehmen, dass ein Impostor-Selbstkonzept zu genderspezifischen, aber auch anderweitig begründeten Ausschlüssen in Akademie und anderen Berufsfeldern führt, welche den Aufstieg und den Verbleib in einer akademisierten Mittelschicht weniger wahrscheinlich macht.

- 1.560.000 Treffer bei einer Google-Recherche nach »Impostor-Syndrome«.
- Gewöhne dich an den Gedanken, dass es allen so geht wie dir.
- Glaube den Berichten berühmter Menschen über ihre Angst vor Entlarvung.
- Freunde oder Mentoren finden, über Ängste sprechen.
- Hol dir immer ehrliches Feedback für deine Arbeit. Lerne dieses Feedback wertzuschätzen.
- Mach dein Syndrom zur Tugend: Bescheidenheit und Bewusstsein deiner Grenzen sind wertvolle Eigenschaften.

**Warum thematisiert** ein Komplex aus sozialpsychologischen Theorien und populären Selbsttherapieangeboten zu einem bestimmten Zeitpunkt die Unfähigkeit, »Erfolg zu internalisieren«, wie es die Studie von Clance und Imes bereits formulierte? Woher das Interesse an

einem Subjekt, das nicht in der Lage ist, sich selbst als Ressource zu begreifen? Die Erforschung dieses Subjekts ist ebenso wie die davon abgeleiteten Therapien und Selbsthilfeangebote in einem kulturellen Raum verortet. Wurde doch die Frage nach Zufriedenheit und Erfolgserleben eines Subjekts, wie sie auch zahlreiche nachfolgende Studien stellen, um das Hochstapler-Selbstkonzept zu analysieren, zuerst von einer bestimmten Disziplin gestellt: Der Berufs- oder Industriepsychologie, die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs den Nachweis der ökonomisch messbaren Auswirkungen innerer Zufriedenheit und persönlichen Engagements der Arbeitenden auf ihre Produktivität führt. In dieser Funktion zeigte sich der wissenschaftliche Erkenntnisdrang alliiert mit wirtschaftlichen Interessen an der Steigerung von Fertigungsraten, der Produktivität eines Unternehmens und einem politisch-ökonomischen Interesse an der Konkurrenzfähigkeit westlicher Nationalwirtschaften gegenüber dem sowjetischen Modell der Planwirtschaft. Diese Allianz erwies sich als entscheidend für den Aufstieg der Arbeitspsychologie, ihre Institutionalisierung in Form von Professuren und Forschungsprojekten sowie ihre Ratgeberfunktion für die Methoden des spätmodernen Personalmanagements. Sie eröffnete auf diese Weise die Entstehung eines Wissens- und Praxisfeldes therapeutischer Intervention rund um das Selbstverhältnis des arbeitenden Subjekts: eines Subjekts, das sich, anders als noch die Fabrikarbeiter des 19. Jahrhunderts, mit den Zielen seines Unternehmens verbindet, das dessen Erfolg zu seinen eigenen macht, dessen Persönlichkeit also mit seiner Arbeit eine untrennbare Verbindung eingeht. Dieses, seine inneren Vermögen bewirtschaftende Subjekt, wurde in Vorbereitung der post-industriellen Gesellschaft durch eine neue psychologische Disziplin als Wissensfeld und Interventionspunkt hervorgebracht.<sup>62</sup>

Die Erforschung des *impostor*-Selbstkonzepts fügt dieser epistemischen Entwicklung eine wesentliche Dimension hinzu: Bilden doch die damit einhergehenden Gefühle genau das Negativbild jenes von der Arbeitspsychologie beschriebenen Subjekts, das also mit Selbstvertrauen seine eigenen Ideen entwickelt, das die Kraft besitzt, auf veränderliche Anforderungen zu reagieren, und das überdies die Introspektions- und Beobachtungsfähigkeit besitzt,

um Fehler zu erkennen und auszugleichen. Noch in seinen Strategien der Vermeidung von Konsequenzen aus seinem von ihm selbst wahrgenommenen Ungenügen sabotiert dieses Subjekt den Produktionsalltag der Kommodifizierung seines Inneren durch Täuschungs- oder Rückzugsmanöver. Damit erweist es sich als problematisch für die wissensintensiven Produktionsformen von Mittelschichtmilieus und die nun möglich gewordenen und auch zunehmend eingeforderten Übergänge von Frauen in Männerdomänen oder Kleinbürger in Bildungsbürgerberufe, – für die vielfache soziale Dynamisierung der Gesellschaft also, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abzuzeichnen beginnt.<sup>63</sup> Vordem mag es bereits Gefühle der Einzelnen gegeben haben, die man heute einem Hochstapler-Selbstkonzept zuordnen würde. Aber erst durch die Allianz der Psychologie mit neuen industriellen Arbeitsformen in der Spätmoderne und der kulturellen Veränderung der Spätmoderne werden sie zu einem Gegenstand systematisierten Wissens sowie zum Hebelpunkt einer Praxis der psychotechnologischen Beratung und Therapie – unterstützt durch eine Popularisierung dieses Wissens in Selbstinszenierungen als Betroffene durch Stars, Prominente und Erfolgreiche. Eine Normalität der Produktionsbedingungen unter Ausgreifen auf die inneren Vermögen der Subjekte wird so, wie es der Tradition der psychologischen Disziplinen seit ihrer Entstehung entspricht, in Form einer Definition eines Anormalen, also eines Subjekts, das hierzu nicht oder nur beschränkt in der Lage ist, definiert.<sup>64</sup> Ein Anormales, das jedoch natürlich nicht Ausschluss und Einsperrung provozieren kann, die nicht einmal das klinische und pharmakologische Instrumentarium der Psychopathologie herausfordert, sondern im Register der sanften Einstellungs- und Verhaltensveränderungen von Coachingverfahren und Selbsthilfe-Büchern adressierbar ist.

Das bedeutet nicht, dass die Angst vor Vortäuschungen selbst eine reine Täuschung und dass die mit ihr einhergehenden Empfindungen, Gedanken und Handlungen für die Einzelnen unproblematisch wären. Aber die Perfidie ist beträchtlich, mit der Therapieformen die Lösung einer gesellschaftlichen Problematik in individuellen Lösungswegen suchen, – ganz als ob die Kompetenzangst der Subjekte durch eine neuerliche Kompetenz der



Selbstführung aufgelöst werden kann. Dabei ist offensichtlich, dass das Hochstapler-Selbstkonzept nicht zufällig dort proliferiert, wo sozialer Status als beständige Selbstklassifizierung im Zeichen persönlicher Produktivität, flexibler Leistungsfähigkeit und intensiver Selbstverbesserung eingelöst werden soll. Es ist also ein Mittelklassephänomen – und dabei mit den Kulturtechniken der Implementierung ihrer normativen Ordnung an den Subjekten wesentlich verbunden. Denn es ist in der Art und Weise der Durchführung der in diesem und den folgenden Kapiteln beschriebenen Operationsketten, in der die Entstehung von Hochstapler-Selbstkonzepten eskaliert. In seinen Strategien der Entlarvungsvermeidung reagiert es mit einer paradoxen Überaffirmation, deren Übergang zur Selbstsabotage fließend ist: Wo Authentizität und Originalität in einem vermarktbaren eigenständigen Selbst gefordert werden, da versucht das Hochstapler-Selbstkonzept dieser Aufforderung so sehr zu entsprechen, dass es zum Ideenklau greift. Wo es – wie das folgende Kapitel zeigt – Flexibilität in Vorbereitung auf unvorhersehbare Wendungen und Ereignisse zeigen muss, da gibt es sich so anpassungsfähig, dass es in Verwendbarkeitsgesten erstarrt. Und wo schließlich, wie im letzten Kapitel beschrieben, die Intensität der Selbstverbesserung gefordert ist, da reagiert es mit einem Perfektionismus, der verhindert, dass es überhaupt jemals mit etwas an ein Ende gelangt.

An diese sich selbst unterlaufende Willfährigkeit des Hochstapler-Selbstkonzepts gegenüber der Produktion von Humankapital knüpft sich schließlich eine Kritik, die aus einer wissenssoziologischen Perspektive auf die Mittelklasse der Gegenwart nicht möglich scheint. Denn hier wird zwar die ideologische Täuschung beschreibbar, mit der Romantik und Bürgerlichkeit, Selbstverwirklichung und materielle Sicherheit als unbedingt zusammengehörig gedacht werden, ein Anspruch, der dann in beständige Selbstüberforderung und systematisch »enttäuschungsanfällige« Lebensentwürfe mündet.<sup>65</sup> Aber damit beschreibt man die Leiden der Einzelnen nur unzulänglich. Auch scheint es kaum sinnvoll, eine Demokratisierung jener der Mittelklasse vorbehaltenen Psychotechniken des Coachings und der Selbsthilfe zu fordern, so dass alle »Zugang zu gewöhnlichen Formen des Wohlbefindens erlangen«.<sup>66</sup> Die af-

firmative Revolte des kapitalgewordenen Selbst im Hochstapler-Gefühl zeigt vielmehr, dass eine Grenze der Vermögen dieses Subjekts existiert, einen Rest der subjektiven Vermögen, der sich seiner kulturellen Inanspruchnahme entzieht. Somit verkörpert sich in ihm der immanente Widerspruch einer auf die subjektiven Vermögen abgestellten kulturtechnischen Differenzierungsdynamik der Gesellschaft, die Subjekte vor Anforderungen der Originalität, Flexibilität und Intensität stellt.

**Die Feedback-Runde** zur letzten Übung »Mein Kontakt zum inneren Idioten« wird vom Seminarleiter mit lockerer Grundstimmung geführt. Er muss nicht allzu stark zur Beteiligung auffordern, nach einem ersten Beitrag überschlagen sich die Anekdoten. Viele Beitragende sind ausgelassen, haben so was Verrücktes noch nie gemacht. Ein Architekt hat einen Strauß Rosen gekauft und mit höfischem Knicks auf der Eberswalder Straße verteilt. Die Content-Managerin der Social-Media-Seiten einer Mediengruppe hat am U-Bahneingang gleich daneben für einige Minuten mit aufgestelltem Pappschild gebettelt und sogar etwas verdient. Das dritte Mitglied ihrer Unterstützungsgruppe ist verloren gegangen, erzählen sie lachend. Sie hat einen Kurzvortrag über ihre Diplomarbeit in einem vollbesetzten U-Bahn-Waggon gehalten, um ihre Angst vor öffentlichen Auftritten zu überwinden. Man musste sie zunächst ein wenig ermutigen, der Hals etwas rotfleckig, wenn man es jetzt so bedenkt. Sie verließ dann aber, einmal ins Sprechen gekommen, bald den vereinbarten Rahmen der Übung. Wobei nicht ganz klar war, ob sie plötzlich Gefallen an der ungewohnten Aufmerksamkeit bekam oder ob sie sich in eine Art Trance redete. Die Themen des Vortrags verschoben sich, sagen der Architekt und die Content-Managerin immer noch kichernd. Klimawandel und Alltagsbeobachtungen, das Reden selbst und die Probleme, die sie in dieses Seminar gebracht haben. Ein Geigenspieler stieg am Alexanderplatz ein und gleich wieder aus, als er sie sah. Einige Fahrgäste wechselten indigniert den Waggon. Aber ihre Ausführungen waren am U-Bahnhof Klosterstraße noch nicht zu Ende. Die Unterstützungsgruppe hin- und hergerissen zwischen Therapieauftrag und Sicherheitsbedenken. Die Frage, die sie mit in die Feedback-Runde bringen, wäre in etwa,

ab wann man noch planvoll Kontakt zum inneren Idioten aufnimmt. Die Content-Managerin redete jedenfalls weiter, trotz sich abzeichnender Heiserkeit, in einen nun weitgehend geleerten Waggon am Gleisdreieck hinein. Am Zoo nur noch sich wiederholende Sätze in variierender Rekombination, »Ich produziere hier Super-Content« usw., bis sie die Stimmbänder verließen und der Mund und die Kehle nur noch die Mundhöhle formen und der Atem als rasselndes Geräusch hindurchging. Bis wohin sie gefahren ist, weiß niemand. Die Gruppe wendet sich anderen Erfahrungen zu.

